

(Nachdruck verboten.)

23)

Das Weiberdorf.

Roman aus der Eifel von Clara Viebig.

Peter konnte es nicht mehr mit ansehen, an allen Gliedern zitternd, stand er da. Er wollte sprechen und konnte nicht, so trocken war es ihm im Halse; er schluckte und schluckte. Beeren Blicks stierte er auf das Bettchen — da lag sein Kind, es glich ihm genau, so hatte er wohl auch einst der Mutter in der Wiege gelegen. Wie bei ihm, so fehlte dem Josephchen das unterste Stückchen am linken Ohrflapp, auch die Brauen waren so über die Nase zusammengeschoben und die Haare in dunkeln Ringeln so tief in die Stirn gewachsen. Sein Kind, sein Ebenbild! Der heiße Wunsch stieg in ihm auf, dies Kind zu behalten.

Und glühend heiß fielen ihm die Thränen der Zeit aufs Herz, er konnte ihr Zammern nicht mehr hören; schwankenden Schrittes, wie ein Trunkener, taumelte er nebenan in die Kammer.

Als er nach einer Weile wieder heraustrat, war er ruhiger. Auf seiner Stirn stand ein Entschluß; seine Lippen waren fest zusammen gepreßt.

Beim Morgengrauen würde er den Doktor holen, sagte er der Zeit.

Und dann eilte er noch einmal zum Hause hinaus; er lief wie gejagt. Durch eine Gutthat wollte er sich den Beistand des Himmels sichern.

Er wußte, wohin er zu gehen hatte. Da war die Hütte der Schneiderin; mit der Bábbi ging's schlecht, die konnte sich nicht erholen. Zweimal schon hatte der Kauz nachts an ihrem Fenster geschrien. Krokodilstränen vergießend, erzählte es die Alte im Dorf herum, aber ihr Zammern galt mehr der eigenen gestörten Nachtruhe, als den Leiden der Schwiegertochter; wenn sie sich auch dreifach ein Tuch um die Ohren band, sie hörte doch durch die rissigen Lehnwände das Stöhnen der jungen Frau und das Schreien des halbverhungerten Säuglings. Die Bábbi fieberte und fieberte. Ein paarmal hatte sie schon versucht, aufzustehen, nach wenigen Schritten war sie mit einem schmerzlichen Schrei zusammengebrochen.

Vorsichtig tappte Peter über den Hof, bis zur Thür neben dem Stall. Drinnen hörte er ein Kind weinen und eine kranke Stimme sprechen: „Sei still — sch, sch, waart nor, bis dan Pappa kommt! O Jez, wann hän net baal kommt, seia ech dud — sch, sch!“

Der sehnsuchtsvolle Ton verzitterte in einem langen Seufzer. Die sprach ja wie eine Sterbende! Peter erschrak. Leise schlich er ans Fensterchen und guckte hinein.

Da sah sie im Bett, das einzige Kissen hatte sie sich in den Rücken gestopft! Sie war so schwach, daß sie den Kopf nicht halten konnte, bald sank er ihr zur linken, bald zur rechten Seite.

Wie traurig hatte die sich verändert! Sie war nicht häßlich, nein, vielleicht hübscher, als sie jemals zuvor gewesen. Schmerzen und Gram hatten ihr Gesicht verfeinert, die sonst gebräunte Haut war abgeblaßt, silbrig schimmernd wie Perlmutter. Das straffe Haar bauchte sich ihr lockerer um den Kopf, und im Blick ihrer weitgeöffneten großen Augen lag etwas Leberirdisches.

Es fröstelte Peter. Sacht klopfte er an die Thüre und trat zugleich ein.

Verwundert drehte Bábbi den Kopf nach ihm, sie erkannte ihn nicht gleich. Dann aber flog ein freudiger Schein über ihr Gesicht, sie wollte seine Hand gar nicht loslassen. „Es dat schien, dat Zhr mech besuche kommt — oh — dat es schien!“

Er beugte sich über sie und suchte hinter einem Lachen und einem Scherz seine Nührung zu verbergen. „No, ruhig, Bábbye, ruhig! Jao, waim dan Ehmahn net derhäm es, dann kommt onser anen e su apropos wie Näjen im Mai. Gäl, Báb?“ Er strich ihr gutmütig über die schmale Wange. „Wanneh dazzen mir zwa dann zosammen?“

Sie blieb ernst. „Ech haou de Engel schuns Hallelujah singe gehört; ech dazzen net mieh!“

„Gott bewaohr, Báb“, sagte er erschrocken, „Zhr werdt doch net himmeln?“

Sie sah ihn wehmütig lächelnd an. „Duh mer de Vieu — ech verlangern e su — schreiw mer e paor Wörtcher an dan Lorenz! Ech haon heivel (seit) bill Dag gelauert, dat ans kömmt, wat schreiw kann.“ Sie machte einen Versuch, sich höher aufzurichten, traurig schüttelte sie den Kopf. „Ech kann jao net uffstehn, ech sein innerwenig wie ausenanner. Jao im Schözhchen (Schublädchen) sticht Papier on Feder — laos es de Dint — schreiw, schreiw!“

Mit ängstlicher Hast trieb sie ihn an. Sie diktierte schwerfällig, rückwärts, zu jeden paar Worten machte sie eine neue Anstrengung.

Beim Schein des winzigen Lämpchens schrieb Pittchen:

„Deurer Lorenz!“

Ech grüßen dich villdausendmaol! Uns könd leit in der Heija (Wiege) on träumt von seinen Pappa. Ech haon e su lang neist von dir zo hören tritt, ech verlangern e su, datste bei mech kömmt, ehnder ech —

Hier stockte Bábbi; in schmerzliche Thränen ausbrechend, schlug sie die Hände vors Gesicht.

„Kreisch net, Báb“, tröstete Peter mit weicher Stimme.

„Nä, nä!“ Sie raffte sich schon wieder zusammen.

„Streich dat vom Verlangern on Stärven aus, ech will em dat Herz net schwer maachen. Schreiw nor:

„lang neist von Dir zo hören tritt, ech hoffen, dau bis gesond on veramesierst Dech aach. Ech beten Dag on Nacht for Dech, ech —“

Sie schöpfte zitternd tief Atem.

„Ech sein eweil ganz allert (munter) —“

Peter sah sie verwundert an.

„Nä, nä, neist vom Kranksein“, sagte sie rasch. „Schreiw dat „allert“ dic on groß, dann freut hän sech.“

„Adjes, mein villdeurer Lorenz, bis in die Ewigkeit Dein Bábbye.“

Erschöpft sank sie zurück. Totenblässe überzog ihr Gesicht, ihre Lippen wurden weiß; sie war halb ohnmächtig.

„Bábbi, Bábbi“, Peter faßte sie am Arm, „wat es Eich? Zhr mößt Stärkung haon.“ Verstört sah er sich um. „Haot Zhr dann hei gaor neist zu drinken?“

Sie schüttelte den Kopf. „Neist“, sagte sie tonlos.

Da lag sie in dem elenden Bett, seit Tagen war es nicht gemacht; sie lag wie eine Sterbende, blutleer und hilflos.

Das Kind schrie auf, besorgt suchte sie nach der Wiege zu blicken. Peter nahm das kleine Bündel und legte es ihr an die Brust, da suchte es winnend, mit gespitztem Mäulchen.

„Ech haon kein Milch“, sagte sie leise.

Ein Krampf ging über Peters Gesicht, er wurde blaß und rot, einen argwöhnischen Blick warf er in alle Winkel, und dann fuhr er rasch in die Tasche und legte drei harte Thaler vor sie aufs Bett. „Dao“, sagte er mit gepreßter Stimme, „kauft davor, wat Zhr braucht!“

Für ein paar Augenblicke sah sie ihn verständnislos an. Er nickte. „Morjen holen ech dan Dokter, dan besten, dan zo krieh es, ons Josephche es krank; duh kann dan Eich aach ebbes uffschreiw for gesond zo gann.“

Eine jähe Röte flog über ihr Gesicht, in ihren matten Augen blitzte es auf, sie haschte nach seiner Hand; ehe er's hindern konnte, hatte sie die geküßt. „Merci, merci! Onsen Gährgott sei mei Eich — Peter — Pittchen — o Zhr —!“ Sie war ganz außer sich, sie lachte und schluchzte, zog ihn an sich und küßte ihn mit ihren matten, blutleeren Lippen; wie Schnee fühlte er den Kuß auf seiner Stirn.

„Ech danken, ech danken Eich villdausendmaol, Pittchen! Es ei dann wirklich waohr — Gäl, Gäl — drei Dahler — Dahler?!“ Sie drückte die Geldstücke lieblosend an ihre Wange. „Ech kann eweil ebbes kaafen beim Krummscheidt, on Milch for det könd, alle Dag! On ech fältwer“ — sie faßte ihren Kopf mit beiden Händen — „dan Dokter kömmt bei mech! — Ech sollen gesond gann — o, ech fiehlen et, ech sein eweil als besser. Ech kann dan Lorenz widerstehn! Jesus, Maria, Josef — o Pittchen, Pittchen!“

Langsam sank er an ihrem Bett nieder; ein abergläubischer Schauer und zugleich eine freudige Wollust des Gebens zog ihn auf die Knie.

Zhre Hände falteten sich über seinem Kopf, sie betete. Mit rührender Stimme flehte sie den Segen des Himmels auf ihn herab.

Er wagte sich nicht zu rühren. Eine mächtige Erschütterung ging ihm durch den Körper, er lag wie niedergedrückt. Die ganze Qual der letzten Wochen, die gehezte Arbeit der Nächte, das Versuchen und Grübeln, das Sorgen ums Gelingen, Zweifel und Furcht, wilde Freude und dann wieder kindische Angst, all' das brauste und brandete noch einmal durch sein Gehirn.

Bäbbi betete und die wilden Gedanken wurden plötzlich so glatt wie Meerestwogen, auf die man Del gießt.

Thränen brachen ihm aus den Augen, erlösende Thränen; sie liefen ihm über das hagere Gesicht und rannen nieder auf das elende Bett.

(Fortsetzung folgt.)

Unsere Marder.*)

Der Edelmarder heißt auch Baumarder, weil er ein Klettermeister ersten Ranges ist, und von dem Wanderer wohl mehr auf Bäumen als auf dem Erdboden erblickt wird. Denn dort huscht er dahin wie ein Schatten und hält sich hinter Verschlag und Verdeck. Den Namen Buchmarder führt er jedoch selten anders, als in dem Sprichwort: „Schreien wie ein Buchmarder“, das am Mittelrhein häufig in Gebrauch steht. Das Fell glänzt über dem Rücken kastanienbraun, wird jedoch nach der Stirne zu lichter und über den Schwanz hin dunkler. Kehle und Hals schimmern in freundlichem Gelb, das auch in ähnlicher Tönung über den Bauch läuft. Die Beine hingegen verfärbt sich wieder zu dunkelbraun. Schweden soll die schönsten Edelmarderverbelze in Europa liefern. Die Körperbeschaffenheit des Marders ist ganz seinem blutigen Geschäfte angepaßt: lagenartig gestreckt, kurze Beine, spitze Schnauze, Gebiß aus beste ausgebildet und geschärft, die Eckzähne hervortretend. Ganz martialisch machen sich auch die Schnauzhaare. Die Sohlen sind mit Haaren versehen; aber aus den Sammetpfötchen guden, wie bei den Katzen, die zurückziehbaren Krallen hervor, allerdings nur im Zustande des Zornes, der Gerechtigkeit oder wilden Kampfeslust. Den buschigen Schwanz schleifen die Marder nach wie die Schleppe eines Gewandes; mit seinen 90 Centimeter ist er schon lang genug dazu. Aus den langen Schwanzhaaren verfertigt man seine Wasserpinsel. Der sonstige Kerl ohne das Schwanzstück mißt einen halben Meter, natürlich nicht abgemessen, sondern je nachdem etwas zu oder ab.

In Deutschland sind die Edelmarder nicht mehr allzu häufig anzutreffen, in manchen Gegenden nur äußerst selten. Laub- und Nadelwälder sind ihr Revier; insofern könnte man sie im Gegensatz zu den Hausmardern auch Waldmarder nennen. Im Dickicht und finsternen, entlegenen Gehölze oder Hochwald haufen sie am liebsten. Felsenhöhlen, alte Nester großer Vögel und ausgehöhlte Baumstämme dienen ihnen zum Lager. Dort liegen sie meist den ganzen Tag auf der faulen Haut. Zwischen Tag und Dunkel werden sie lebendig und rüsten sich zur Jagd. Mäuse und Ratten flüchten vor ihm eiligst in den Erdboden hinein, werden jedoch häufig ertappt und sofort zerrissen. Mag die Wasserratte auch ins Wasser flüchten, der Marder in allen Arten ist keineswegs wasserscheu und kann schwimmen wie ein Frosch. Mit Vorliebe bindet er mit dem Eichhörnchen an. Blühschnell folgt er ihm auf den Baum nach. Das Versteckspielen bald rechts bald links auf dem Baumstamm, bald in den Astgabeln oder Knoten, welches das Eichhörnchen mit vielem Geschick dem Menschen gegenüber anwendet, hilft ihm gegen seinen furchtbarsten und gefährlichsten Feind wenig. Der Marder kennt seine Schliche. Nur die Furcht auf die äußerste Spitze der Krone oder Kräfte kann ihm etwas helfen, weil der Verfolger mit seinem schweren Körpergewicht sich nicht so hoch wagen darf. Indes hält er stundenlang Wache und sucht durch allerlei Kniffe den Flüchtling zu erschauen und zu verschleichen. Er mordet das arme Tier mit wahrem Vulturschnitz und nimmt, wenn es ihm gerade paßt, auch noch sein Nest zum ständigen Ruheplatz. Daß er auf die vogelfreien Hasen sich stürzt, ist eigentlich selbstverständlich; auch Rebhühnchen erwischt er mitunter, wenn sie sich von der Mutter etwas verirrt haben. Vögel aller Arten und Größen zerreiht er ohne Unterschied. Nur in höchster Not, wie sie bei ihm in schneereichen Wintern am häufigsten eintritt, wagt er sich vorsichtig an einzelne Gehölze und die äußersten Häuser und Ställe der geschlossenen Ortschaften heran.

Trotz seiner wilden Natur läßt sich der Edelmarder, jung gefangen, leicht zähmen. Man hat Beispiele, daß solche Tiere ihrem Herrn wie Hündlein folgten. Indes verlieren sie ihre Natur eigentlich selten gänzlich, und so harmlos sie auch in zarter Jugend spielen und nicken, so sind sie bei vorrückendem Alter keineswegs zu gut dazu, plötzlich ernst zu werden und in die Hand zu beißen. In Tiergärten sind sie meist gar nicht zu sehen, so tief vertieft haben sie sich in ihren Höhlen; mag man rufen und klopfen, sie bleiben ungerührt und wollen sich keineswegs als Schaustücke betrachten lassen. Auch pflanzen sie sich in Tiergärten verhältnismäßig selten fort; die Jungen wollen gar schlecht gedeihen, wenn sie übrigens von ihren Alten nicht aufgefressen werden.

Um unseren Haus- oder Steinmarder kennen zu lernen, müssen

wir aus dem Gehege des Waldes unsere Schritte heimwärts wenden. Denn der Steinmarder ist durch seinen Aufenthaltsort ein wirkliches Haustier, ähnlich wie die Maus und Kellerratte, zwar ein umgebener Gast, aber oft nächster Nachbar, Mitbewohner unserer Ställe, Holzremisen, Scheunen. Oft genug schläft er mit uns als Chambregarnist unter einem Dache, ohne um Erlaubnis zu fragen. Auf dem Speicher oder in der Dachkammer, vielleicht auch unter der Giebelverschalung oder in den Binkeln der Dachsparren steht seine bescheidene Schlafstätte. Er weiß genau, wo in der Dachkufe ein enger Ein- und Ausgang sich befindet. Hat er einmal seinen Spitzkopf hineingesteckt, so zwingt er den übrigen Körper leicht nach. Eine zerbrochene Scheibe im Dachfenster entdeckt er eher, als die Hauseigentümer und verwertet so allein, ohne Patent seine Entdeckung. Etwa noch stehende Glassplitter tören ihn gar nicht, er weiß sich schon geschickt herein zu turnen. In einer Scheune schlug der Hauseigentümer jeden Abend das Fenster fest zu; ein Miegel befand sich nicht daran. Eine lange Zeit stand am folgenden Morgen jedesmal das Fenster offen. Der geheimnisvolle Vorgang erklärte sich später sehr natürlich. Ein Marder hatte das Fenster aufgedrückt. Da wird uns die Behauptung glaublicher, daß der Einbrecher auf schlechten Dächern sogar Miegel abheben soll, um zu seinem Opfer zu gelangen. In den enger Gängen und Nischen zwischen zwei Häusern oder Manern, in welche niemand Zutritt hat, findet der Marder regelmäßig in Not und Verfolgung seine Zufluchtsstätte; ebenso wählt er zum Versteck den Zwischenraum zwischen Holz- oder Wellenstößen und den Mauern, an welche sich jene anlehnen. Auch im ausgehöhltesten Scheitholz selber oder im dünnen, zusammengebundenen Rebholz, immer in hinteren Teile, bereitet er sich mit Meisterblick einen sicheren Lagerplatz. Durch die vorderen Stroß- und Heuhaufen der Ställe und Scheunen wählt, schiebt und beißt er sich hindurch bis gegen die Mauern hin. Mindert sich während des Winters die Bordwand der Futterställe, so legt er bei guter Zeit seinen Wanderstab weiter und wartet nie und nimmer, bis er völlig entblößt ist. Hier zimmert er sich mit roher, oberflächlicher Arbeit gewöhnlich auch seit Ne 51 zurecht. Eine kleine Höhlung oder Vertiefung wird etwas auswattiert mit alten, wollenen Fäden, Federn und Haaren, also ganz so wie ein Hasennest draußen auf dem Felde im Alee oder Gras.

Der Hausmarder geht wie sein wilder Waldbruder mit dem edelen Namen bei Beginn der Dämmerung auf Ra h r u n g aus. Was sich dieser erjagt, ist auch ihm gute Beute. An Ratten ist in den Abläufen und Gruben der Dörfer und Städte viel weniger Mangel als draußen im Walde. Was ihn in Verzug gebracht hat, ist seine unvordringliche, angeborene Sucht, in die Hühner-, Tauben- und Entenställe einzudringen, aber auch die Gänge nicht zu vergessen. Mag sich der Eingang zum Taubenschlag selbst in schwindelnder Höhe an steiler Wand befinden, der Hausmarder klettert wie eine Katze. Kann er auch die glatte Wand nicht hinauf, so turnt er sich am Balken oder Dachländler empor; er verschmäht auch den Limweg übers Dach nicht und sucht von oben Zutritt. Geht es nicht von oben, so versucht er es zur Rechten oder Linken seitlich, er versteht, wenn nötig, zu springen, zu schleichen, sich platt durch die engsten Spalten durchzubrüden. Die Nacht ist lang, da wird stundenlang gesucht, geschafft, gewonnen. Endlich steht er vor dem Schlag; aber wie das verschleiende Fallbrett heben? Vielleicht hat der Marder eine morsche Stelle, er bohrt und beißt, der Fuß geht durch, die Öffnung wird größer, er steckt den Kopf hinein und schleift den Körper mit Gewalt nach. Drinnen geht's im Ru einer jeden Taube an die Kehle, das Blut wird ausgezogen und Kopf und Rumpf vorläufig liegen gelassen. Mögen auch zwanzig oder dreißig Tauben auf der Stange sitzen, keine entgeht dem Blutbad. Vielleicht gewinnt der Marder noch Zeit, eins oder zwei seiner Opfer mit in sein Versteck zu holen, die übrigen birgt er nach und nach, wenn übrigens die Luft rein bleibt. Wohl die wenigsten Hühnerzüchter dürfen von sich behaupten, daß ihnen nicht wenigstens einmal ein Fuhr von einem Marder geholt worden sei. Wenn freilich das Hühnerhaus stets tadellos geschlossen wird, so ist ein nächstlicher Einbruch unmöglich. Aber wer vergißt nicht einmal zu schließen oder einen eben sich zeigenden Mangel an Ställe anzubessern? Oder wer hat nicht ein störrisches Hinkel, welches einfach nicht in den Stall geht, sondern sich bei guter Zeit in das Stroß oder Heu verkriecht? Am andern Morgen liegt es zerzaust und zerstückelt am Boden, den folgenden Morgen ist seine Leiche weiter hinein ins Stroß verschleppt oder gänzlich verschwunden. Lange Zeit hindurch mag ein solches Federvieh auch ungestört bleiben; man wird schon sorglos, bis dann plötzlich das Verhängnis hereinbricht. Kein Ort am ganzen Rheinstrom, in ganz Westdeutschland ist frei von diesem Raubzeug. Selbst im Süden Italiens und Spaniens befindet sich der Pelztäger trotz seiner warmen Kleidung wohl, wie er ebenso frühlich haust im Norden und Osten bis über den Ural hinaus.

Man behauptet im Volke, der Marder sei im Sommer viel sorgloser und öfters sichtbar als im Winter; er wisse in seiner Schlaubeit, daß sein Pelz im Sommer ihm sicher sei. Der Grund ist hinsichtlich, aber die Thatsache mag bestehen. Wenigstens habe ich mehreremal im Sommer bei Beginn der Nachtzeit eine ganze Anzahl von Exemplaren sich in geringer Entfernung balgen sehen. Wahrscheinlich sind das aber Junge desselben Jahres, welche bis zum Winter ruhiger und erfahrener werden. Im Sommer sieht man bis spät in die Nacht im Hofe vor dem Hause, da wird man auch eher das Anschleichen der Marder gewahren als im Winter, wo man sich in die vier Wände einschließt. Sobald übrigens

*) Aus der „Sölnischen Volkszeitung“.

der Marder der Mensch anständig wird, verschwindet er mit Bindeschnelle in Furcht und heillosem Schrecken. Sein schneues, verstecktes und dabei schlaues Wesen macht eine Jagd zur Sommerzeit fast unmöglich, abgesehen davon, daß dann auch sein Pelz fast wertlos ist.

Im Winter hingegen stellt man ihm eifrig nach. Das Aufstellen von Marderfallen an den Ort ihrer vermutlichen Lagerstätte ist freilich meist erfolglos. Wenn jedoch nur wenig Spurshnee gefallen ist, geht man ihm mit großem Erfolg direkt zu Leibe. Der Eindruck der Fänge ist deutlich erkennbar und leicht als Marderspür zu unterscheiden. In einer einzigen Nacht besteigt der Marder nach diesen Spuren unzählige Dächer, Mauern und Holzstöcke; er schleicht von Hof zu Hof und spioniert die weite Nachbarschaft ab. Der Jäger geht der Spur nach, untersucht den legitimen Eingang und sagt dann mit aller Bestimmtheit: „Hier im Heu, Stroh, Holz oder alten Gerimpel sitzt er.“ Dann holt er seinen Spürhund herbei, der schnüffelt und saugt die Luft tief ein, er geht hin und her, endlich bleibt er fest stehen, wird wütend, fängt an zu bellen und nach einer Richtung hin sich ins Stroh oder Heu hineinzuarbeiten. Die Hunden, welche zusammengelaufen sind, erheben auf Geheiß ein großes Geschrei, klopfen und schlagen wider Holz- und Strohhäufen. Der Förster spammt die Wäpfe, vorsichtig streckt der angesehene Marder beobachtend seine spitze Schnauze aus, um in demselben Augenblicke zu Tod getroffen niederzufallen. In den Kopf, nicht in den Rumpf sucht der Förster zu treffen, damit das wertvolle Fell nicht durchlöchert werde. Aber noch geht er nicht ab. Denn sehr häufig sitzt noch ein zweiter oder dritter Marder in der Nähe; auf wiederholtes Lärmen und Wellen setzt auch dieser sich in Bewegung.

Nur etwas kleiner ist das Fell des Hausmarders als das des Edelmarders, auch ziemlich von gleichem Aussehen. Nur geht bei dem Hausmarder die helle Färbung an Kehle und Unterhals förmlich in Weiß über. Die Beine sind etwas länger und der Kopf noch etwas gespitzter.

Kleines Feuilleton.

kg. Chinesische Geheimgesellschaften. Die jüngsten Ereignisse in Peking lenken die Aufmerksamkeit wieder auf die geheimen Gesellschaften in China, die den Hort und den Rückhalt der in den jetzigen Wirren augenscheinlich siegreichen Reaktion bilden. Wie gemeldet, ist der Vater des neu ernannten Thronerben das Haupt einer jener geheimen Gesellschaften. Diese sind die Urheber der traurigen Zustände in den chinesischen Städten, der Aufstände, blutigen Kämpfe und Verfolgungen der Missionen, von denen aus China immer wieder zu melden ist. Der mächtigste, am meisten gefürchtete und verbreitete Geheimbund ist die Tien-ti-Hwey oder die Hung-Gesellschaft, von deren Bestehen bereits aus dem 17. Jahrhundert Nachrichten vorliegen. Der Bund strebt die Beteiligung aller Chinesen an, und um dieses Ziel zu erreichen, ist ihm jedes Mittel recht. In wohl jeder chinesischen Stadt giebt es, nach den Schilderungen C. v. Hesse-Wartag's, eine Loge, deren jede eine Anzahl Werber besitzt. Wünschen diese, daß irgend ein Chinese in den Bund eintritt, so erhält er auf geheimnisvolle Weise einen geschriebenen Befehl, sich zu der gegebenen Zeit an einem genau bezeichneten Ort einzufinden. Widerstand ist unmöglich, er müßte einen schätzbaren Nachteil befürchten; will er nicht eintreten, so muß er aus seinem Wohnsitz fliehen. Die geheimsten und entlegensten Schlupfwinkel dienen den Hung-Mitgliedern als Versammlungsorte; in Canton und Singapore liegen sie zwischen Kämpfen und Dschungeln, deren Zugänge durch Bewaffnete bewacht werden. Dort hin wird der Novize geführt; ehe er aber als Mitglied aufgenommen wird, hat er sich einem äußerst umständlichen Ceremoniell zu unterwerfen. Die ganze Nacht hindurch werden alle möglichen Prozeduren mit ihm vorgenommen, er lebt in Angst und Pein, bis er endlich vor den Thron des Meisters gelangt. Dort liegt er, in weiße Gewänder gehüllt, mit aufgelöstem Haar und offener Brust auf dem Rücken, während acht Räte spitze Schwerter nach seiner Brust richten. Er muß schwören, daß fortan seine Familie für ihn tot ist und daß keine irdischen Verpflichtungen ihn mehr binden. In einen mit Wein gefüllten Becher muß er einige Tropfen seines Blutes fallen lassen, diesen muß er leeren, und nun erst wird er in den Bund aufgenommen, muß sich aber bei späteren Versammlungen noch weiteren Prüfungen unterwerfen. Verrat der Geheimnisse des Bundes wird mit dem Tode bestraft. Die Hung-Gesellschaft wird von den fünf Großlogen der Provinzen Fokien, Kwantung, Yunnan, Hunan und Tscheliang geleitet; ihre Mitgliederzahl muß mehrere Millionen erreichen. Mit fürchterlichen Strafen wird die Uebertretung der Vorschriften und die Verweigerung des Gehorsams bedroht. Grausame Strafe wird verhängt, wenn ein Mitglied sich an die bestehenden Behörden wendet oder Zeugenaussagen macht, es sei denn falsche auf Befehl der Logenleiter. Der Einfluß und die Bedeutung des Bundes in China ist danach ungeheuer, er bildet einen Staat im Staate, der besser organisiert ist als dieser selbst und eine Schreckensherrschaft ausübt. Oft beuten die Logenleiter ihre Macht auch zu ihren eigenen Zwecken aus und gelangen so zu großem Reichtum. Die Mitglieder schüzen einander, verbergen ihre Verbrechen und helfen sich gegenseitig. Die chinesischen Beamten wagen meist nicht, gegen sie einzuschreiten, da sie die Rache der andern fürchten. Dagegen wurde in den europäischen Kolonien in Ostasien die Unterdrückung der Hung-

Gesellschaft mit mehr oder minder Erfolg durchgeführt. Nächste der Tient-Gesellschaft ist die Wu-wei-tian, zu deutsch „Thue nichts“, die mächtigste. Der Genuß von Fleischspeisen ist ihren Mitgliedern verboten, beim Eintritt in den Bund müssen sie ihre ganze Habe an diesen abtreten und behalten nur die Nahrung, so lange sie leben. Da die Mehrzahl der Mitglieder den wohlhabenden Ständen angehört, soll der Bund, der unter einem einzigen Oberhaupt steht, ungeheure Reichtümer besitzen. Sie gelten beim Volke als Magier, als im Bunde mit diabolischen Mächten stehende Wesen; sie sollen aus Papier Vögel ausschneiden und diesen mittels eines Zaubermittels Leben einstoßen können; man erzählt, sie könnten den Atem lange Zeit anhalten, bis sie im Gesicht ganz schwarz werden und alles Leben erloschen scheint, und die Seele verlasse unterdessen den Leib, um allerhand Aukünste einzuholen. Ihr Hauptstreben ist gegen die Fremdherrschaft, gegen die Mandchuren, gerichtet; sie stehen aber ebenso allen Europäern und allen europäischen Religionen feindselig gegenüber; sie gelten daher auch als die Haupturheber der Angriffe auf die Missionare. Die drittgrößte Geheimgesellschaft ist die Ko-Lao-Wai oder „Gesellschaft des älteren Bruders“, deren Hauptziel es ist, an die Stelle der Mandchuren die Nachkommen der Tang zu setzen. Auch die Mohamedaner, deren Zahl in China 20–25 Millionen erreicht, haben ihren eignen großen Geheimbund, Hwuy-Hwuy-Jin genannt. Ihre Novizen werden dadurch „gereinigt“, daß man sie zunächst tüchtig durchbläut und ihnen dann Seifenwasser zu trinken giebt. Außerdem giebt es noch unzählige viel kleinere Geheimgesellschaften, die auf Provinzen oder Städte beschränkt sind.

Medizinisches.

— Professor Robert Koch's zweiter Bericht über die Thätigkeit der Malaria-Expedition, der in der neuesten Nummer der „Deutsch. med. Wochenschr.“ veröffentlicht wird, behandelt den Aufenthalt der Expedition in Niederländisch-Indien in der Zeit vom 21. September bis 12. Dezember v. J. Die beiden Hauptarbeitsstätten der Expedition auf Java waren Batavia und Ambarawa. Besonders während des Aufenthaltes in Batavia war Gelegenheit gegeben, an menschenähnlichen Affen, den am meisten geeigneten Tieren, zu prüfen, ob die Malaria auf Tiere übertragbar ist. Es wurden an 7 Tieren, darunter 3 Orang-Utans, Versuche angestellt in der Weise, daß den Affen häufig Malariaablat, das Kranken mit Tertian- und mit Tropenfieber entnommen war, eingespritzt wurde. Es gelang aber niemals, eine Malaria-Anstehung bei diesen Tieren zu Stande zu bringen. Wenn die menschenähnlichen Affen für die Malaria unempfindlich sind, ist wohl nicht anzunehmen, daß andre dem Menschen fernestehende Tiere in ihrem Blute die Malaria-Parasiten beherbergen können. Der Mensch ist der einzige Träger der Malaria-Parasiten, eine Thatsache, die für die Bekämpfung der Malaria von der größten Bedeutung ist. Sehr wichtig sind die Untersuchungen Koch's in Ambarawa, in Mittel-Java, südlich von der Hafenstadt Semarang gelegen, wo die Reiskultur in weitem Umfange betrieben wird. Diese sumpfige Gegend mußte nach ihrer natürlichen Beschaffenheit als Erwaehsener der Gegend sehr wenig Malaria; in zwei Wochen konnten nur 21 Malariafälle aufgefunden werden. Um festzustellen, ob nicht trotzdem, wie zu vermuten war, in dem Gebiete von Ambarawa Malaria heimisch ist, machte sich Koch eine Erfahrung aus Ostafrika zu nuzge, nämlich die, daß Kinder für Malaria besonders empfänglich sind. Es wurden in drei Dörfern Kinder daraufhin untersucht, ob sich in Blutproben von ihnen Malaria-Parasiten finden. Es fanden sich im ersten Dorfe im Blute von 9,2 Proz. der untersuchten Kinder Malaria-Parasiten, im zweiten Dorfe bei 12 Proz., im dritten bei 22,8 Proz. Es kamen auf Kinder im ersten Lebensjahre Malaria-Erkrankungen bei 16 Proz. im ersten Dorfe, bei 15,5 Proz. im zweiten und bei 41 Proz. im dritten Dorfe. Das Ergebnis lehrt, daß ein sehr brauchbares Mittel zur Feststellung, ob in einer Gegend Malaria besteht oder nicht, die Untersuchung der Kinder ist. Daß unter den Erwachsenen Malaria selten ist, erklärt sich aus der Häufigkeit der Malaria bei den Kindern. Wer in jungen Jahren die Malaria durchgemacht hat, erwirbt dadurch einen mehr oder weniger weitgehenden Schutz gegen Malaria. Es folgten gleichsam Kontrolluntersuchungen zu Tojari im Tenggergebirge, von dem behauptet wird, daß es dort keine Malaria gebe und daß dort auch keine Malaria vorkomme. Die Angabe bestätigte sich, was das Vorkommen von Malaria und auch der Malaria angeht. Die untersuchten Kinder erwiesen sich ohne Ausnahme malariefrei. Lehrreich ist, daß es im Tojari keinen Reisbau giebt. Reisbau und Vorkommen von Malaria fallen nämlich nach Koch's Beobachtungen immer zusammen. Diese Wahrnehmung giebt Koch Veranlassung, nachdrücklich für die Wichtigkeit der Malaria-Expedition einzutreten.

Geologisches.

— Die rasche Abnahme der Geiser-Erscheinungen im Yellowstone-Nationalpark brachte Erwin S. Barbour in der Amerikanischen Gesellschaft für den Fortschritt der Wissenschaften zur Sprache; die Abnahme ist denen auffallend, die das Geiser-Gebiet wiederholt besuchen. Er machte, wie der „Prometheus“ berichtet, darauf aufmerksam, daß der Niedergang der Geiser-Thätigkeit in den letzten vier Jahren bedeutend war. An den heißen Rammut-Quellen hat diese nicht mehr den zehnten Teil ihrer früheren Kraft;

Die Minerba-Terrasse ist seit 1895 tot, die Ergüsse der Pulpit- und Jupiter-Terrasse haben sich stark vermindert, und die als Narrows-Gauge bekannte Ausflussspalte ist fast ganz erloschen. Der Roaring Mountain dampft zwar noch, ist aber still geworden. Im Norris-Geiser-Beden ist die Thätigkeit des Blad Growler zurückgegangen. Im unteren Beden ist der prächtige Fountain-Geiser mit einer benachbarten schwachen Nebenansflussspalte, dem sogenannten Dewey, erloschen. Der Umfang der Giant Point Pots ist zusammengechrumpft, da der oberste Kessel halb unthätig ist. Im oberen Beden sind manche der bekannteren und auch der weniger bekannten Geiser tot oder werden es voraussichtlich bald sein. Zu ihnen gehören der Splendid-Geiser und der Venise-Geiser. Der Grand-Geiser, dessen Ausbrüche früher täglich zu erfolgen pflegten, hat jetzt in der Saison nur noch drei Eruptionen in unregelmäßigen Zwischenräumen, und die Cascade, deren Wasser 1895 alle Viertelsstunden hervorbrachen, ergießt sich jetzt nur noch einmal am Tage.

Technisches.

b. Die Geschichte der Farbenindustrie im neunzehnten Jahrhundert behandelte der Centenarvortrag, den Professor Witt am 31. Januar in der Krania hielt. Das Färben mit sogenannten natürlichen Farbstoffen, die von Tieren und Pflanzen gewonnen werden, ist uralte; wir erinnern nur an die auf der Purpurschnecke beruhende Purpurfärberei der alten Phöniciere, und an die Kreppfärberei der alten Ägypter, bei welcher der aus der Krepppflanze gewonnene Farbstoff verwendet wurde. Die Industrie der Farbdrogenen entwickelte sich außerordentlich, und im Anfang des 19. Jahrhunderts war die Menschheit im Besitze sehr vieler, teils heimischer, teils überseeischer Farbstoffe. Aber der Farbensang und die Farbenpracht, von denen die Feste jener Zeit glänzten, würden uns heute nicht armselig erscheinen. In der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts vollzog sich in der Farbenindustrie eine Umwälzung und eine Entwicklung, die zu den größten Errungenschaften des menschlichen Geistes gehört.

Diese Entwicklung ging von der Erforschung eines schwarzen, schmutzigen Stoffes aus, den man bei der Vereinerung von Leuchtgas als Nebenprodukt erhält, und zwar als ein lästiges Nebenprodukt, mit dem man viele Jahre lang nichts anzufangen wußte. Wenn wir Steinkohle in einer Retorte erhizen, so entwickeln sich aus ihr Gase und Dämpfe, die wir durch Abkühlung von einander trennen können. Die Gase, welche sich nicht verdichten, liefern das Leuchtgas, während die Dämpfe sich zu dem schwarzen dickflüssigen Teer verdichten. Dieser unscheinbare Stoff ist der Ausgangspunkt für die reiche Farbenpracht, mit der uns das 19. Jahrhundert in seiner zweiten Hälfte beschenkt hat. Durch die nähere Untersuchung dieses in Bezug auf seinen chemischen Aufbau sehr komplizierten Körpers wurde man auf einen gewissen Zusammenhang zwischen ihm und dem pflanzlichen Farbstoff Indigo, dem vorzüglichsten aller Farbstoffe, hingewiesen. In rascher Folge wurden eine große Reihe Farbstoffe aus dem Teer entwickelt; die Grundlage der ersten bildete das Anilin, ein farbloses Öl, weshalb diese Farbstoffe gewöhnlich Anilin-Farbstoffe genannt werden, obwohl bei vielen nicht mehr Anilin die Grundlage ist.

Wir können hier nicht näher auf die Vereinerung der Farben, ja nicht einmal auf die Bedeutungen eingehen, die Prof. Witt davon gab. Wir wollen nur noch ganz kurz ein Problem erwähnen, das vor dem Ende des Jahrhunderts gelöst worden ist, das Indigo-Problem. Es handelte sich hierbei nicht, wie bei andern Problemen der Farbenindustrie, darum, natürliche Farbstoffe durch besser wirkende künstliche zu ersetzen. Dem der Indigo ist gewissermaßen selbst schon ein chemisches Präparat, das aus dem Saft der Indigopflanzen abgeschieden wird und den Farbstoff konzentriert enthält. Der schlechteste Indigo enthält 20 Proz., der beste bis zu 80 Proz. reinen Indigo, und die Beimengungen sind meist erdiger Art, die beim Färbeprozess nur wenig stören. Auch sonst ist der Indigo ausgezeichnet durch Frische, Echtheit der Färbung, überhaupt durch alle guten Eigenschaften eines Farbstoffs. Das Indigo-Problem kann daher nur für gelöst erklärt werden, wenn es gelingt, den Indigo synthetisch aus seinen Bestandteilen aufzubauen.

Schon vor 20 Jahren gelang dies nach jahrelangen Versuchen Baeyer in München. Aber seine Methoden waren so kostspielig, daß der Pflanzenindigo dadurch keinen Konkurrenten erhielt. Aber im Jahre 1897 konnte unerwartet und überraschenderweise die badische Anilin- und Sodafabrik die Mitteilung machen, daß es ihr gelungen sei, reinen Indigo billig herzustellen, und seitdem ist derselbe auch thatsächlich in den Handel gebracht worden. Ob er den Pflanzenindigo verdrängen wird, läßt sich nicht voraussagen; aber so viel ist jetzt schon sicher, daß er sich neben diesem ein großes Feld erobern wird.

Humoristisches.

— Salomonisches Urteil. In einer Weinstube sitzt ein junger Elegant, der seine Schürbartspitzen bis zur Höhe der Augenlider „hinaufgewischt“ hat. Von zwei an einem entfernten Tische sitzenden Herren findet einer die Barttracht des Gastes geschmackvoll, während der andre nicht dieser Ansicht ist. — Die Meinungsverschiedenheiten arten schließlich in einen heftigen Wortwechsel aus; man ruft endlich den erfahrenen Wirt, um seine Ansicht zu hören. „Aber meine Herren,“ bemerkt dieser, „wie können Sie sich nur

wegen einer solchen Lappalie aufregen, das ist ja ein Streik um des Kaisers Bart!“

— Sieht ihm ähnlich. Ein Bankier schenkt seinem Profikristen zu dessen 25-jährigem Geschäftsjubiläum nichts weiter als seine Photographie. Als dieser, ob der Größe der Gabe etwas indigniert, schweigt, fragt ihn der Chef: „Nun, wie gefällt es Ihnen?“

— „Es fleht Ihnen ganz ähnlich.“

— Aul. „Haben Sie schon gehört, daß die Frau von Markens täglich mindestens einen Eiter köchliches Wasser trinkt?“

— „Nicht möglich!“

— „Freilich — sie lebt ja in Köln.“

(„Jugend“.)

Notizen.

— Die Direktion des neuen Stadttheaters in Köln ist dem bisherigen Leiter des Kölner Stadttheaters Hoffmann übertragen worden.

— Für die Errichtung einer technischen Hochschule in Breslau sind von interessierten schlesischen Unternehmer-Vereinen 700 000 M. gezeichnet worden.

— Der Hamburger Bürgerschaft ist eine Vorlage zugegangen, wonach die zahlreichen wissenschaftlichen Anstalten Hamburgs, die bisher selbständig nebeneinander bestanden, durch die Bildung eines „Professoren-Konvents der wissenschaftlichen Anstalten“ zusammengebracht werden sollen. Der Vorsitzende würde die Funktionen eines Universitäts-Rektors, wenn auch nicht diesen Titel haben. Es ist dies ein weiterer wichtiger Schritt zu der geplanten Errichtung einer Universität in Hamburg.

— An der Pariser „Sorbonne“ studieren: in der medizinischen Fakultät 129 Frauen, darunter 20 Französimen, 2 Deutsche und 92 Russinen, Litteratur, Geschichte und Philosophie 206 Französimen und 67 Ausländerinnen, Rechtswissenschaft 7, Naturwissenschaften 35 Frauen.

t. In einem Entwurf zur Errichtung einer Tierärztlichen Hochschule in Christiania ist die Bestimmung aufgenommen, daß die Kenntnis der deutschen Sprache in diesem Institut obligatorisch sein soll.

c. Ein prächtiger, römischer Triumphwagen aus dem 4. Jahrhundert v. Chr. ist in einem der Grabhügel des alten Thraciens, nicht weit von Philippopol gefunden worden. Die dazu gehörigen Metallteile mit kleinen Bronzefiguren, alles ist erhalten. Das Ganze wird in das Museum von Philippopol gelangen.

— In Amerika hat sich vor kurzem nun auch eine freie Bühne gebildet, die in New York, Boston und Washington Aufführungen veranstaltet. Die erste Vorstellung brachte unter lebhaftem Erfolge „Galeotto“. In zweiter Stelle wird „Vannestier Solieh“ folgen. Daran wird sich im nächsten Monat eine Aufführung von Max Dreher's „Drei“ schließen.

— In dem Organisationsstatut für die Universität Jena von 1791, an deren Ausarbeitung Goethe beteiligt war, wurde für Carcerstrafen bestimmt: Dem Inhaftierten sollen als Getränke nicht mehr als zwei Glas Bier, Wasser aber in beliebiger Menge gegeben werden. Darin wird ferner das Weggießen aus einem unentbehrlichen Haushaltungsgerät ohne vorhergegangenes dreimaliges „Kopfweg!“ - Rufen das erstemal mit dreitägigem Carcer, das zweitemal, wenn es in einer Frist von 6 Monaten geschehen ist, mit 8 Tagen Haft belegt, außerdem solle der Frebler zur Bezahlung der beschädigten Kleidungsstücke angehalten werden.

— Das bayrische Vaterland erzählt folgende Schurre: Der in Regensburg erscheinende „Deutsche Hauschab“ hatte unlängst empfohlen, Cylinder durch Kochen in heißem Wasser dauerhafter zu machen. Einige Tage darauf kam eine erzürnte Postkarte mit einer Schadenersatzforderung von 8 M. an. Der Schreiber derselben hatte das Experiment mit seinem Cylinderhut angestellt.

— Von der japanischen Regierung wurde 1893 eine Erdbebenkommission eingesetzt, die alle auf Erdbeben in Japan bezüglichen Thatsachen zu sammeln hatte. Die Arbeit geht von ihrer Vollendung entgegen; inzwischen hat Prof. Omori einen Katalog veröffentlicht, der Zeit, Ort und Stärke von 1828 Erdbeben aus den Jahren 416 bis 1867 angiebt und unter Vermutung von 427 verschiedenen japanischen Geschichtsbüchern und Chroniken zusammengestellt ist. Die Gesamtzahl der Erdbeben, die zerstörend gewirkt haben, ist 220; da aber die älteren Jahrbücher unvollständig sind, so kann man annehmen, daß etwa alle 2 1/2 Jahre in dem einen oder andern Teile Japans ein verheerendes Erdbeben aufgetreten ist. Zuweilen erschienen sie einzeln, doch kamen sie zu Zeiten größter Häufigkeit, die im Durchschnitt alle dreizehn bis vierzehn Jahre eintreten, gruppentweise vor.

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 4. Februar.